

**Klaus Zörner**



**Zwischen zwei Welten**

# **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

## **Vorwort**

Diese Lebensgeschichte soll keinen Lebenslauf eines Menschen in Form einer Biografie darstellen. Sie soll die gewonnenen Lebenserfahrungen in der Entwicklung von klein auf bis heute mit allem Positiven und Negativen, mit allen Höhen und Tiefen und allem Für und Wider aufzeigen.

Es ist der bisherige Weg eines Menschen, der in der DDR aufgewachsen ist und geformt wurde, die Wende in der Mitte seines Lebens durchlaufen hat und nun schon über 20 Jahre in einem vereinten Deutschland seine eigene Linie gefunden hat.

Aufgewachsen unter den einfachen Verhältnissen der 50er Jahre, in vielen Fragen der Entwicklung sich selbst überlassen, die schulische, berufliche und später auch politische Formung in fast 20jähriger Armeezeit und in der Militärabwehr bis zur Wendezeit sind die eine Seite des Lebens. Die schlagartigen Veränderungen durch die Wende, mit vielen nicht beantworteten Fragen, das Verdrängen der Vergangenheit, die vielen wirren Gedanken, die Suche nach Auswegen und neuer Arbeit lieferten viele unruhige Tage und schlaflose Nächte. Danach die einfache Arbeit als LKW-Fahrer, dann als Busfahrer im Reiseverkehr in Europa, Linienbusfahrer, kurzzeitig wieder LKW-Fahrer und bis heute wieder Busfahrer. Dies zeigt das flexible Wirken und erzeugt die Schlussfolgerung, stets konsequent und zielstrebig zu sein, um das Leben zu meistern. Aber auch die Rückbesinnung auf viele schöne Jahre in der DDR und die Gegenüberstellung von Vor- und Nachteilen der früheren und der heutigen Situation haben ihren Raum gefunden. Die politischen Situationen und die Auslegung durch beide

Seiten ließen und lassen bis heute viele Fragen offen und führten zu Zweifeln und neuen Widersprüchen. Die eigene Philosophie als ehemaliger DDR-Bürger und der Wechsel in eine völlig andere Gesellschaft machen es schwer, Antworten zu finden und diese auf einen zufriedenstellenden Nenner zu bringen. Vieles, mit dem Blick hinter die Fassade beider Staaten, wird toleriert, aber nicht bedingungslos akzeptiert.

Doch nach mehr als 20 Jahren nach der Wende, mit vielen neuen Erkenntnissen, kann man erkennen, dass es Veränderungen im Denken und Handeln der Menschen gibt, in positiver und negativer Richtung. Wie soll man die Widersprüchlichkeit in der Welt und im eigenen Kreis in unserer Zeitepoche begreifen? Zweifelnd, unzufrieden, stimmungs- und situationsabhängig muss man doch zu Allem im Laufe des Lebens seinen inneren Frieden finden. Aber nicht damit, dass man sich zurückzieht und seine Umwelt negiert. Das Leben eines Menschen ist von Anfang bis zum Ende ein ständiger Kampf- und Lernprozess. Und so stelle ich die Lebensgeschichte auch dar, so wie ich sie über 20 Jahre nach der Wende empfinde, und überlasse es jedem selbst, seine eigene Sichtweise zu den Problemen zu haben.

## **Kapitel 1**

Wenn ich anfangen muss, muss ich eben auch die Lebensumstände darlegen, wie sie sich mir als Kleinkind darstellten, angefangen bei meinen ersten Schritten und bewussten Wahrnehmungen.

Mein Vater war Koch und Küchenleiter. Er arbeitete in Dresden und später in Suhl. Meine Mutter erlebte ich als Hausfrau, die uns vier Kinder zu betreuen und zu versorgen hatte.

Wir wohnten seit Anfang der 50er Jahre am Rande des Vessertales in Thüringen, etwas abseits vom Dorf, in einem dreistöckigen Haus. Die Besitzerin, Nachfahrin eines Fabrikbesitzers aus der Zeit zum Ende des 19. Jahrhunderts, wohnte im Erdgeschoss. Darüber eine Försterfamilie mit zwei Kindern die in unserem Alter waren. Unsere Familie lebte ganz oben unter dem Dach. Ringsum das Haus gab es alte Fabrikanlagen, Felder und Wiesen, die zum Besitz des Grundstücks gehörten. Etwa 100 Meter bergauf stand ein Forsthaus mit Nebengebäude an der Straße, bewohnt von einer Familie mit zwei Kindern, auch etwa gleichaltrig.





Mein Vater war oft auf Arbeit und kam nur einen Tag in der Woche oder für ein, zwei Tage am Wochenende nach Hause, da er den weiten Weg nicht täglich zurücklegen konnte. Er fuhr mit dem Fahrrad rund 15 Kilometer durch die Berge nach Suhl. Später hatte er am Fahrrad einen Anbau-Benzin-Motor. Wir sagten dazu immer „Arschbackenmotor“. 1957 oder 1958 hatte er dann ein Moped „SR1“ von Simson mit großen 26er oder 28er Rädern, ein gutes Gefährt.

Wir Kinder spielten draußen im Hof mit dem Dreirad und im Sandkasten. Dann waren wir mit Mutter auf der Wiese oder dem auf Feld. Sie arbeitete für die Hausbesitzerin und erhielt dafür täglich einen Liter Milch. Manchmal auch Butter oder Honig. Mein Vater verdiente damals circa 500 bis 600 Mark. Das musste reichen für unsere Familie mit vier Kindern. Ich war der Zweitälteste. Meine drei Jahre ältere Schwester musste sich auch um uns kümmern. Vielleicht ist sie dadurch auch heute noch so bestimmend über mich, meine jüngere Schwester und meinen Bruder. Aber jetzt, im fortgeschrittenen Alter, besteht gutes Einvernehmen, auch wenn sie oft auf ihrer Meinung beharrt.



In unserer Wohnung gab es Küche, Flur, Wohnzimmer und zwei Zimmer mit schrägen Wänden. Eine Heizung gab es nur in der Küche und im Wohnzimmer. Unsere Zimmer, mit Doppelstockbetten, einmal für uns Jungs, das andere für die Mädchen, waren ohne Heizung. Wasser gab es im Flur aus einem halbrunden gusseisernen Waschbecken.

In der Küche gab es einen Kohleofen. Dieser hatte eine Ofenröhre und einen Wasserkasten an der Seite. In der Mitte der Küche stand ein großer Küchentisch, der Platz für sechs Personen bot.

Ich erinnere mich daran, dass wir im Winter Raureif an unseren Schlafzimmerwänden hatten. Die Fenster waren dick mit Eisblumen vereist. Mit unseren Nachthemden gingen wir in die Betten, dicke Federbetten, in die Mutter vorher stets heiße, in Lappen gewickelte Feld- oder Ziegelsteine legte. So konnten wir unsere Füße wärmen. Sie waren so heiß, dass man nicht ständig die Füße dranlassen konnte. Morgens war oft der Wasserhahn im Flur eingefroren, den Mutter dann mit heißem Wasser auftaute.

Die Toilette war eine halbe Treppe tiefer. Ein „Plumpsklo“ mit langen dicken Tonröhren die bis unten in die Klärgrube reichten. Saß man darauf, zog es mächtig am Hintern. Meine Mutter stellte einen Eimer heiße Asche mit glühender Kohle dort hinein, der als Wärmequelle diente.





In einer kleinen Abstellkammer im Flur bewahrte mein Vater Schuhmacherzubehör auf: Sohlenmaterial, Kleber, Tekse, Nägel, Wachsschnur und Dreifuß. So konnte er unsere Schuhe wieder reparieren. Es waren halbhohe Schuhe mit Schnürsenkeln. Vielleicht in der Art, wie man sie auf Fotos aus der Kriegs- und Nachkriegszeit sieht. Ich weiß gar nicht, ob wir im Sommer andere Schuhe hatten, ob wir Sandalen besaßen oder ob wir oft barfuß gelaufen sind. Ich habe aber von Vater einmal sehr derbe Halbschuhe mit dickem Leder bekommen, mit Eichenblatt an den Ösen zum Schnüren. Sie waren sehr gut und ich war stolz darauf. Aber es dauerte lange, bis ich sie eingelaufen hatte. Bis dahin hatte ich oft Blasen an den Fersen. Unsere Kleidung bestand meist aus gebrauchten Sachen, ab und an gab es mal etwas Neues, worauf wir immer stolz waren. Aber meist nur zum Geburtstag oder zu Weihnachten.

Mutter strickte auch oft mit richtiger Schafswolle, die hatte sie wohl auch von der Hausbesitzerin. Bei ihr habe ich

ein Spinnrad gesehen. Kniestrümpfe gab es erst später, als ich schon vielleicht vier Jahre alt war. Vorher hatten wir Leibchen um, mit Strumpfhaltern und lange braune Strümpfe. Diese waren aufgrund unserer Stürze auf die Knie oft gestopft, auch im Fußbereich, was zusätzlich in den Schuhen drückte. Wir trugen knielange Hosen. Später kamen Lederhosen in Mode mit Hosenträgern, vorne in der Mitte eine Blume, ein Hirsch oder ein Reh aus Horn.

Wenn Vater am Wochenende zu Hause war, gingen wir sonntags in den Bergen wandern, bis zum Adlersturm und zum Stutenhaus. Meist auch mit der Familie einer Schulfreundin meiner Mutter. Mit Kinderwagen, große Wagen aus dicker Pappe.



Mutter konnte gut backen. Rührkuchen und Obstkuchen. Die wurden dann mitgenommen. Zum Trinken gab es Himbeersirup mit Wasser verdünnt. Irgendwo auf einer Wiese am Waldrand wurde dann eine Decke ausgebreitet und dann bei etwas Essen eine Pause eingelegt. Einmal, so kann ich mich erinnern, kauften wir am Stutenhaus eine Flasche mit Schnappverschluss mit Brause, Fassbrause oder Waldmeister. Für uns kleine Kinder war es ein köstliches Getränk und mit 25 Pfennig durchaus erschwinglich. Zu

diesen Ausflügen zog uns Mutter immer schön an. Später sagte sie uns oftmals, dass das erste Kind schon wieder dreckig angelaufen kam, wenn sie grad mal mit dem anziehen des vierten Kindes fertig war. Ich hatte ein kleines Barett mit goldenem Fußballschuh und Ball auf der Schuhspitze. Darauf war ich auch immer sehr stolz.

In einem Teil des Hofes hatten wir einen kleinen, eingezäunten Garten. Im hinteren Teil einen unterirdischen, halbrunden Keller.

Den nutzten wir auch als Kühlschrank. Im Sommer immer kühl und im Winter nicht so kalt. Mutter hatte dort im Sommer und besonders im Winter Porree, Kartoffeln, Möhren und anderes einfaches Gemüse eingelagert. Es hielt sich dort den ganzen Winter lang.

Auf einem der alten Fabrikgelände war hinten, neben dem Kuhstall auch ein Waschhaus. Darin ein großer, mit Kohle beheizbarer runder Waschkessel. Des Weiteren große und kleine Zinkwannen zum Wäschewaschen, eine lange Zinkbadewanne, in der wir meist Freitagabend badeten. Einer nach dem anderen schnell über den Hof, rein ins Wasser, abschrubben, abtrocknen, anziehen und schnell wieder in die Wohnung zurück. Auch stand dort eine Wäschemangel, mit der mittels zweier Walzen das Wasser aus der Wäsche herausgedrückt wurde. Wäsche spülen wurde am Bach am Haus gemacht. Das Wasser war total weich und sauber. Aber ich weiß auch, dass sich Mutter durch das Spülen im Bach gerade im Winter bei eisiger Kälte Hände und Handgelenke kaputt gemacht hat. Dann wurde die Wäsche zum Bleichen auf eine Wiese gelegt und ab und an, in der wärmeren Zeit, mit der Gießkanne angefeuchtet. Im Winter brachte Mutter oft die tiefgefrorene Wäsche von der Leine in die Wohnung. Bettwäsche gefror wie ein großes gefaltetes Brett.

Mutter arbeitete mehrmals im Jahr für die Hausbesitzerin auf dem Feld. Kartoffeln hacken, Rüben verziehen, Getreideernte, Heuernte. Wir Kinder spielten dann am Feldrand, gleich am Berghang. Die Felder waren dadurch nur schmale Streifen. Und beim Rumtollen und sitzen scheuchten wir dann Erdwespen auf, sodass auch ich des Öfteren einen oder auch gleich mehrere Wespenstiche abbekam. Das tat ordentlich weh und dann wurde gekühlt und zu Hause dann mit Arnika-Tinktur (Arnikablüten in Spiritus) in Umschlägen gekühlt. Andererseits war es dann sehr schön bei der Heuernte hinter dem Haus im weiten Tal. Mutter half mit dem Holzrechen beim Heuwenden. Später, wenn es trocken war, wurde es zusammengereicht zu langen, hohen Reihen. Wir Kinder schmissen uns dann immer dort in die dicken Heureihen, die weich waren und auch stark dufteten. Dann kam ein großer Leiterwagen mit zwei Kühen als Zugtiere und das Heu wurde hoch aufgestapelt. Zum Schluss kam ein langer Holzstamm längs oben drauf, der seitlich vorn und hinten verspannt wurde und das Heu oben festhielt. Wir saßen dann dort oben drauf und beim Fahren schaukelte die ganze Ladung so sehr, dass man manchmal Angst hatte, von dort oben runterzufallen. Da musste man sich schon richtig am Heubalken festhalten. Aber so eine Fahrt hoch oben war schon ein besonderes Erlebnis.

Mit den Jungen aus dem Haus oder auch anderen Kindern, einschließlich derer aus dem Forsthaus, spielten wir an der Straße oder im Hof mit Dreirad, Schaukel, Eimern und Förmchen, um daraus Formen aus Sand zu machen oder mit den bloßen Händen. Und das Spielen war eigentlich immer mit viel eigener Fantasie verbunden. Auch gab es in einem alten Anbau der alten Fabrik noch große bis winzig kleine Porzellandosen und die dazugehörigen Bakelit-Deckel. Dort stöberten wir rum und fanden unsere Schätze. Zum Beispiel auch Porzellan-Pfeifenköpfe mit Bemalung. All das war unser

Fantasiespielzeug. Sicherlich hatten wir auch anderes, einfaches Holzspielzeug, welches wir mit rausnehmen durften, allerdings erinnere ich mich daran gar nicht mehr so genau. Meistens spielten wir nämlich mit Dingen, die die Natur so hergab, und unsere Fantasie machte daraus Werkzeuge, Säbel und andere beliebige Spielzeuge.

Die Porzellanfabrik in Breitenbach-Sensenhammer:

# Echte Pfeifenköpfe gingen in aller Herren Länder

## Noch heute haben Pfeufers Wasser aus eigener Quelle

Am Südhang des Vessertales liegt der Breitenbacher Ortsteil Sensenhammer (Großgemeinde St. Kilian). Seinen Namen bekam dieser nur zwei Häuser zählende Ortsteil vom ehemals dort tätigen Sensenhammer. Aber auch ein Kupferhammer, eine Mühle und eine Porzellanfabrik waren an dieser Stelle nacheinander ansässig. Um letztere soll es heute gehen. Die alten Anlagen nutzend, wurde im Jahr 1875 eine bis weit über die Grenzen Europas bekannte Porzellanfabrik gegründet, deren wechselvolle Geschichte erst 1939 endete, die der Firma Eduard Blau's Söhne. In dieser kleinen Fabrik wurden vor allem für den Export Salbenkruken verschiedenster Größe und Pfeifenköpfe hergestellt. Täglich waren 25 - 30 Beschäftigte tätig, von denen die Mehrzahl dem weiblichen Geschlecht angehörte. Das Hergestellte wurde komplettiert und als Fertigware verschickt, wobei für die Fertigstellung der Pfeifenköpfe eigens zwei Mäler eingestellt waren, welche die Rohkörper teils mit Abziehbildern, teils mit Handgemaltem verzierten.

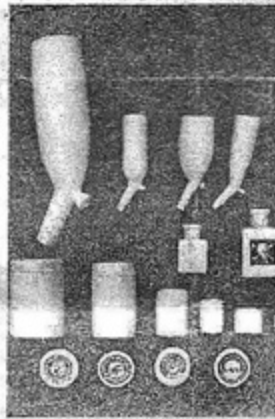
Über 40 Jahre später, um 1918/19, wurde die Firma an August Jahn verkauft. Die vermutliche Ursache des Verkaufs waren die Auswirkungen des Weltkrieges, in welchem die beiden Söhne von Eduard Blau geblieben waren. Unter gleichem Namen und gleichen Bedingungen wurde weitergearbeitet. Etwa zehn Jahre später, im Jahre 1928, mußte die Firma den Konkurs anmelden. Die Gründe hierfür waren die Inflation und die damalige allgemeine Wirtschaftskrise, jedoch auch, daß der Besitzer über seine Verhältnisse gelebt haben soll.

Ein Jahr später, 1929, kauften in Kompanie Richard Pfeufer und Eduard Kühner die Fabrik und betrieben sie bis zum 31. 3. 1939 weiter unter dem Namen ihres Begründers Eduard Blau's Söhne. Die Ursachen für

die abermalige, und jetzt letztmalige Schließung waren vielfältig. Die Technik war total veraltet, bei ca. 500 bis 600 RM Jahresgewinn (!) die Investitionsgelder nicht vorhanden und letztendlich das „Dritte Reich“ einer der wesentlichen Gründe. Damals wanderten die Leute aufgrund der wesentlich besseren Bezahlung lieber in Richtung Suhl, Schleusingen,

noch im Zusammenhang mit der Geschichte der Firma Blau & Söhne das große Wohnhaus, welches heute noch neben dem Forsthaus am Waldrand prunkt. Es ist kein Neubau, sondern eine regelrechte Verpflanzung.

Alten Schleusinger Bürgern vielleicht noch bekannt, handelt es sich hier um die ehemalige Raunecks-Burg. So hieß die Behausung des Ritters von Rauneck, der in Schleusingen lebte. Anstelle der heutigen Turnhalle des Gymnasiums wurde das Gebäude in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts abgebaut und mit einem Untergeschoß zusätzlich versehen original im Vessertal wieder aufgebaut. Eines der markanten Zeugnisse dieser Behausung, ein Turm (mit gleicher Bauart wie der der Kirche in St. Kilian), wurde unmittelbar nach dem letzten Kriege abgebaut. Bis ins Jahr 1952 versorgte sich die Familie Horst Pfeufer (Nachkomme von R. Pfeufer) noch selbst mit Strom.



Die weithin bekannten Pfeifenköpfe und Salbendosen.

in Richtung der boomenden Metallindustrie (hier Rüstungsindustrie) ab. Auch hatten viele Länder die wirtschaftlichen Beziehungen zum damaligen Deutschland teilweise eingefroren, worunter auch die Porzellanindustrie zu leiden hatte. Ab dem 1. 4. 1939 übernahm dann Richard Pfeufer das Gelände als Privatgrundstück. Jegliche Produktion war eingestellt. Die Erinnerung an die Fabrik blieb aber noch bis nach dem Weltkrieg. Noch in den Jahren 1948/49 kamen Nachfragen von ehemaligen Kunden selbst bis aus Südamerika. Interessant ist

Dies war möglich gemacht worden durch eine 1934 vorgenommene Energieumstellung. Bis dahin nämlich wurden die Mischwerke für die Porzellanmascherstellung wasserradbetrieben. Eine dann installierte Wasserturbine schaffte dem Abhilfe. Es waren zwar nur 110 V Gleichstrom, für das Gewerbe und die Behausungen jedoch ausreichend.

Noch heute versorgt sich die Familie Horst Pfeufer übrigens mit aus eigener Quelle stammendem Wasser. Vom ehemaligen Betrieb ist kaum noch viel zu erkennen. Auf seinem Gelände befinden sich nun Fischteiche, in welchem, gespeist durch den alten Mühlgraben, in glasklarem Wasser wohlschmeckende Forellen auf ihren Abnehmer warten.

K. Kühner







**Ein Artikel einer Thüringer Zeitung Anfang der 90er Jahre**

Trotz des vielen Spielens draußen, waren wir alle regelmäßig erkältet oder anderweitig krank. Dann lagen wir mit Fieber im Bett, bei heißer Milch mit Honig. Auch alle Krankheiten wie Windpocken, Scharlach, Gürtelrose, Keuchhusten, Mundfäule, Würmer und was weiß ich noch alles, hatten wir. Gegen die wichtigsten Krankheiten wurden wir aber alle geimpft. Wenn einer krank wurde, steckte Mutter gleich alle vier Kinder zusammen ins Bett, denn es war ja nur eine Frage der Zeit, bis der Nächste dasselbe hatte. Teilweise waren das eben auch die Nachwirkungen des Krieges. Für Mutter war das immer ein Abwasch. Ab und an war eben auch mal ein Arzt da. Ein netter, älterer Mann, der uns dann untersuchte, verarztete und die Medizin mitbrachte. Am schönsten war aber immer seine runde Pappschachtel mit sechseckigen Henri-Milchbonbons. Die gab es immer, für jeden eines nach der Untersuchung. Weniger erfreulich war immer, wenn wir dann täglich einen Löffel Lebertran-Medizin schlucken mussten. Medizin wie heute gab es ja auch noch nicht und so hatte meine Mutter eine Menge Hausmittelchen parat. Kalte Umschläge und Wickel zum Fiebersenken, Fencheltee mit Honig oder Zucker, Hagebuttentee und Holundersaft. An vieles kann ich mich gar nicht mehr so genau erinnern, aber geholfen hat es.

Und Mutter war auch froh, denn sie war bei Krankheiten nur damit beschäftigt, uns zu versorgen. Zu mir sagte sie später einmal: „Wenn du krank warst, du hast immer gegessen wie normal.“

Hunger haben wir eigentlich nie leiden brauchen. Mutter hat viel eingekocht, Marmelade gemacht, Obstkuchen gebacken und Suppen zubereitet, die immer sehr schmackhaft waren. Stachelbeer-, Johannisbeer- oder auch Heidelbeerkuchen war immer das Beste. Sie ließ den Kuchen erst backen und kurz bevor er fertig war, kam noch

geschlagener Eisschnee drauf. Dieser wurde dann hellbraun. Noch warm wurde dann dünn Zucker drübergestreut, der dann leicht zerlief. Das war wirklich immer der beliebteste Kuchen bei allen.

Wenn die Heidelbeeren, Himbeeren oder Brombeeren reif waren, gingen wir oft mit Mutter in den Wald um diese zu sammeln. Wir bekamen unser kleines Metall-Henkeltöpfchen und wenn es voll war kam alles in große Emaille-Wassereimer. Mutter nannte die Metall-Henkeltöpfchen „Kattle“, woher der Begriff kommt, weiß ich bis heute nicht. Auch hatten wir manchmal zum Beerensammeln Milchkanen mit. Aus Emaille mit Henkel oder Alu mit Henkel und Deckel. Die Emaille-Milchkanen waren nach dem Krieg aus großen Granathülsen umgearbeitet worden. Ebenso wie andere Gebrauchsgegenstände in Haus und Garten die aus Kriegsmaterial umgearbeitet worden waren.

Jedenfalls, wenn Mutter Heidelbeerkuchen gebacken hatte und diesen dann noch warm zum Essen verteilte, war er sehr schnell alle. Wir rannten dann den ganzen Tag mit blauem Rand um den Mund herum durch die Gegend, denn die Heidelbeerfarbe ging trotz waschen nicht gleich wieder ab.

Was mir auch noch sehr lebhaft in Erinnerung geblieben ist, sind schwere Gewitter und wie sie über das Tal hinwegzogen. Laute Blitzeinschläge und Donnerrollen, sodass man denken konnte, dass es direkt über uns war. Einmal stand Mutter mit uns vier Kindern im Hausflur und wir umklammerten uns ganz fest. Mutter war auch anzumerken, dass sie große Angst hatte. Einmal gab es sogar einen Blitzeinschlag. Ich konnte den Blitz richtig sehen, er war sehr dick und hellgelb. Es dauerte nur einen kurzen Augenblick und zum Glück ist auch nichts weiter passiert.

Doch wenn es regnete und danach ein oder sogar mehrere Regenbogen übereinander entstanden, so hell, so

stark und in all ihren Farben, war das ein sehr schöner Anblick, wie sie gut sichtbar das schmale Tal überspannten. Ich dachte, man könnte sie anfassen oder versuchen auf sie hinaufzuklettern.

Ja, so war also unsere Situation in den fünfziger Jahren in Thüringen. Sicherlich war es so oder zumindest sehr ähnlich auch in anderen Regionen in der damals neu gegründeten DDR. In den Städten war vielleicht nicht alles so relativ einfach wie auf dem Lande. Aber ich möchte fast behaupten, dass es auch in der damaligen BRD auf dem Land nicht viel anders war. Nur hatte man dort die Möglichkeit, Dinge zu kaufen, die in der DDR noch Mangelware waren oder für einfache Leute - wie wir es waren - nicht bezahlbar, unerschwinglich.

Im Großen und Ganzen war die Ausgangssituation in beiden deutschen Staaten damals ziemlich gleich, denke ich.

## Kapitel 2

Kindheitserinnerungen von klein auf sind oft nur Schemenhaft. Ich wurde im Mai geboren, nicht im Krankenhaus, sondern zu Hause. Von Anfang an werden einem bestimmte Charaktereigenschaften zugeschrieben, sowohl positive als auch negative. Ich denke heute, dass viele der mir nachgesagten Eigenschaften zutreffend waren. Meine Mutter hatte es mit mir sicherlich nicht immer leicht. Oft bockig, störrisch und nicht selten hysterisch. So habe ich vielleicht im Vergleich zu meinen Geschwistern häufiger eine „auf den Hintern“, „Maulschellen“ oder Ohrfeigen abbekommen. Ich weiß heute nicht mehr, wofür alles. Starrsinnigkeit beim Essen, Streitereien mit den Geschwistern und den Nachbarskindern und auch deshalb, weil ich aus Sturheit oft genau das Gegenteil von dem machte, was von mir verlangt wurde. Meine drei Geschwister könnten heute wahrscheinlich auch noch einiges an Zutreffendem dazu erzählen.

Anfänglich in Erinnerung ist mir geblieben, dass ich einmal für ein bis zwei Wochen in ein Kinderheim musste. Warum ist mir allerdings nicht genau bekannt. Vielleicht war Mutter krank oder meine jüngeren Geschwister wurden geboren. Den Heimaufenthalt habe ich als sehr schmerzlich in Erinnerung. Ich glaube, ich habe den Betreuerinnen eine Menge Probleme gemacht, aber schemenhaft sehe ich heute noch eine Frau vor mir, die sich sehr freundlich um mich gekümmert und mich sehr lieb getröstet hat. Trotzdem war dieser Aufenthalt für mich ein Graus.

Mehrmals im Winter, auch über Weihnachten, war ich bei einer Tante meines Vaters in Weimar. Warum ich dort war, ist mir allerdings auch nicht mehr geläufig. Einmal oder

vielleicht auch mehrmals war auch meine jüngere Schwester mit dabei. Einmal zu Weihnachten, das weiß ich noch genau. Draußen lag Schnee und ich war mit den älteren Kindern meiner Tante draußen spielen, Schlitten fahren und Schlitterbahnen bauen bis alles eisglatt war. Das hat eigentlich auch immer Spaß gemacht.

In der Vorweihnachtszeit schaute manchmal am Tag oder gegen Abend plötzlich ein Weihnachtsmann von draußen durch das Fenster herein und ich habe mich sehr erschrocken und schnell im Zimmer versteckt.

An den Weihnachtsabend kann ich mich auch erinnern. Als der strenge Weihnachtsmann kam und einen großen Sack mit Geschenken dabei hatte. Zuerst habe ich mich unter dem Weihnachtsbaum versteckt, musste dann aber trotzdem zum Weihnachtsmann treten. Von ihm gab es strenge Ermahnungen über all den Unsinn und die Bockigkeit im Jahr und Drohungen mit der Rute, vielleicht auch mal einen mit der Rute auf den Hintern. Von mir gab es dann Versprechungen, dies nicht mehr zu machen und mich zu bessern. Geschenkt bekam ich dann ein Feuerwehrauto aus Metall. Es hatte eine Leiter zum Hochkurbeln und einen richtigen kleinen Schlauch mit Spritze dran. Das war schon etwas ganz Besonderes und vor allem etwas sehr Modernes in den 50er Jahren. Soweit ich mich erinnere, war auch plötzlich mal Vater da und am nächsten Tag ging er wieder nach Hause. Sicherlich mit der Bahn.

Da wir Vater durch seine Arbeit selten sahen, weiß ich, dass er sich in der wenigen Zeit, die er mit uns hatte, immer sehr um uns kümmerte. Er nahm mich zu den Arbeiten in der Wohnung und draußen mit. Ich konnte zuschauen, musste aber manchmal auch helfen, was mir oft schwerfiel und nicht behagte. Manchmal stänkerte er aus Spaß mit mir bis ich wütend wurde, weinte und um mich schlug. Mutter ermahnte dann Vater, damit aufzuhören.

Draußen im Wald hatte ich mit meiner großen Schwester eine Bude gebaut. Eigentlich war es mehr eine Höhle aus



Holz und Zweigen, in der wir allen gefundenen Hausrat zum Spielen lagerten. Vater überraschte mich mal dort und ärgerte mich aus Spaß. Er klapperte mit dem alten Müll in der Bude, überraschte und neckte mich mal aus der einen Richtung und wenn ich hinterherlief, dann kam er zu meiner Verärgerung schon wieder aus einer anderen Richtung. Ich war seinen Neckereien hilflos ausgesetzt und manchmal machte mich das ganz schön wütend.

Wenn wir sonntags in den Bergen spazieren gingen, hielt ich mich manchmal abseits vorneweg, hinterher oder ich lief parallel zu meinen Eltern, Geschwistern und der Freundin meiner Mutter oben am Hang entlang. Einmal wurde ich, oberhalb des Weges laufend, ermahnt, runterzukommen und mich zu benehmen. Ich war störrisch und aus Sturheit rollte ich einen Stein den Hang hinunter, der durch den kleinen Graben hindurch gegen den Kinderwagen flog. Das war es dann. Zu Hause gab es eine Tracht Prügel und ich musste sofort und ohne Essen ins Bett.



Die zwei Kinder aus dem Forsthaus oberhalb unseres Waldhauses waren nett. Meine große Schwester spielte oft mit den ungefähr gleichaltrigen Jungen. Ich war zunehmend mit dem Mädchen in meinem Alter zusammen. Wir

verstanden uns gut und wurden später auch zusammen eingeschult. Neben dem Wohnhaus des Försters stand ein Backhäuschen, das auch noch benutzt wurde. Das war für mich immer etwas geheimnisvoll, wie im Märchen bei Hänsel und Gretel. Wir Kinder spannen so manche gruselige Geschichte um dieses Häuschen, dem wir sehr respektvoll, vorsichtig und misstrauisch begegneten.

1956/1957 zog dann die Familie unter uns in ein Forsthaus in Schützenbach. In die Wohnung unter uns zog der Sohn der Hausbesitzerin mit Ehefrau ein. Auch die Hausbesitzerin war immer sehr streng mit mir. Oftmals gab es Schimpfe oder ich wurde derbe angepackt. Schlimm war es, als ich mit einem liegengebliebenen Holzschäleisen das Fensterbrett im Treppenhaus bearbeitete. Da gab es richtig was auf die Finger und die Frau schimpfte auch mit meiner Mutter.

Man muss die damalige Zeit aber auch insgesamt betrachten. Da gab es öfter mal eine hinter die Ohren oder auch mal richtig den „Arsch voll“. Und das nicht nur von den Eltern oder den größeren Geschwistern, sondern durchaus auch mal Eine von anderen Leuten, wenn man zu viel Unfug verzapfte. Wenn man sich dann zu Hause darüber beklagte, gab es gleich noch eine Ohrfeige hinterher, weil man so frech gegenüber anderen Kindern und Erwachsenen war.

Für meinen Charakter prägend ist auch eine Geschichte, die mir meine Mutter selbst als ich schon im fortgeschrittenen Alter war noch erzählte.

Meine ältere Schwester ging mit einem Nachbarsjungen Skilaufen. Ich hatte auch kleine Ski erhalten und war mit dabei. An der Straße vor dem Haus hatten wir eine kleine Abfahrt für Fuhrwerke auf die große Wiese. Vielleicht vier bis fünf Meter leicht bergab. Runter ging für mich ja ganz gut, auch wenn man mal in den Schnee fiel, aber als ich den Anstieg mit Skiern hochwollte, rutschte ich immer Weg und fiel hin. Das frustrierte mich mit der Zeit natürlich. Meine Schwester erklärte und zeigte mir den Grätschschritt, um

beim Aufstieg nicht mehr wegzurutschen. Aber bei mir, mit meinen vier Jahren, funktionierte auch das nicht und ich fing an zu schreien und wütend zu werden. Auch die Hilfe und das Zureden meiner Schwester halfen nicht. Durch das Geschreie wurde meine Mutter am Fenster der Wohnung aufmerksam und schimpfte mit mir. Da auch das nicht half, kam sie nach einiger Zeit nach unten, nahm mir meine Skier weg, versohlte mir den Hintern und ich musste in der Wohnung bleiben. In diesem Winter bekam ich die Skier nicht mehr wieder.

Meine Mutter sagte mir dann immer: „Und im nächsten Winter konntest du ohne Probleme Skilaufen.“ Das war in dieser Hinsicht meine Startphase.

Wir sind im Winter auch mehrmals zum Zuschauen an die Vesser-Schanze im Vessertal gewandert, wo des Öfteren Skispringen stattfanden. Bekannte Skispringer der 50er Jahre waren dort vertreten. Ich sehe noch sehr deutlich vor mir, wie damals Helmut Recknagel, noch mit einfacher Winterausrüstung und Bommelmütze, dort sprang. Für uns Kinder ein besonderes Erlebnis, das fest eingepägt im Gedächtnis geblieben ist.

Auch erinnere ich mich noch daran, dass wir von zu Hause einmal mit Vater Gläser, Papierbündel und Schrott zu einem Altstoffhändler brachten, der ungefähr zehn Kilometer entfernt war. Alles wurde auf einen Holzhandwagen geladen und Vater und ich haben die Deichsel mit Griffen gezogen. Der Weg war sehr weit für mich und ich weiß auch nicht, ob ich es ohne Unterbrechung als Mitfahrer auf dem Wagen durchgehalten habe.

Aber immerhin war das Abgeben der Sachen für ein paar Groschen oder Mark damals eine lohnende Sache. Für wenig Geld konnte man schon ein paar schöne Dinge erstehen. Für mich war dieser Ausflug fast schon eine große Reise. Ich bekam vom Altstoffhändler ein paar aus Plaste gepresste Tiere, ein Kamel, einen Elefanten und noch andere. Ähnlich

den späteren Zinnfiguren mit Fuß zum Hinstellen. Ein sehr schönes Spielzeuggeschenk. Allerdings waren die Tiere aus Hartplaste dann auch bald schon wieder zerbrochen oder verschwunden.

Allzu oft kamen wir ja auch nicht vom Elternhaus weg. Später, als die Zeit reif war, dass die ersten Milchzähne ausfielen und kaputte Zähne uns plagten, war ich mit Mutter und später mit meiner großen Schwester beim Zahnarzt. Der war im Nachbarort über den Berg hinweg. Am Schwimmbad vorbei noch auf den Berg mit Feld und Wald und dann runter in den Ort. Auch ein Weg von gut ein bis anderthalb Stunden zu laufen. Beim Zahnarzt war noch alte Technik mit Antrieb über dicke Schnüre und Rollen an Gelenkarmen im Einsatz. Bohren war ja immer eine schmerzhaft Angelegenheit mit diesem kleinen Bohrer. Aber es half ja auch kein Jammern. Besonders schlimm war es, als meine vorderen, oberen Schneidezähne gezogen wurden, weil diese zu vereitern drohten. Das war eine Tortour, die kaum zu übertreffen war. Ich glaube, damals gab es vor der Behandlung auch noch keine Betäubungsspritzen. Aber immer noch besser als mit einer dicken Backe und mit einem kühlenden Tuch die Schmerzen zu Hause zu ertragen. Ich war danach noch öfter dort beim Zahnarzt, wobei ich den Weg ins Nachbardorf dann kannte und allein dorthin lief.

Meiner älteren Schwester wurde damals nachgesagt, dass sie genau wie ein Junge sei. Überall rumklettern und Unsinn anstellen, genau wie die Jungen ihres Alters. So nahm sie mich einmal mit zum Lore fahren am Schwimmbad. Dies wurde damals noch in Eigenleistung durch Fachleute aus dem Dorf gebaut. Für das große Schwimmbecken mit bis zu vier Metern Tiefe waren längere Schienen verlegt, auf denen Metallkipplören geschoben wurden. Die älteren Kinder und ich schoben gemeinsam eine Lore den leicht ansteigenden

Weg hinauf. Oben wurde sie angeschoben und wir standen seitlich davor oder dahinter drauf und fuhren den Schienenstrang hinab. Manchmal sprang die Lore von den Schienen und wir sprangen ab und landeten mehr oder weniger sanft im Dreck. Kurz vor dem Ende der abfallenden Strecke wurde ein Stück Holzbalken oder Rundholz vor die Räder geworfen. Oftmals knallten die Räder der Lore dagegen und die Lore sprang vom Gleis. Sie wurde dann wieder auf die Schienen gehoben und weiter ging das bunte Treiben. Interessant war es, wenn es auf einen Abzweig über eine kleine Weiche ging, wo aufgrund der schnellen Fahrweise oft die Lore vom Gleis sprang. Passiert ist dabei aber eigentlich nie irgendetwas Ernstes.



Ich erinnere mich aber auch an einen ernsten Fall, der mich selbst betraf. Vom Bach oberhalb des Hauses im Tal ging ein Wasserkanal ab, der damals noch eine Stromturbine mittels Wasserkraft antreiben konnte oder auch Räder mit großen Riemenbändern zum Beispiel für die Dreschmaschine. Die Erwachsenen überquerten den Kanal über eine breite Bohle und ich hinterher, doch ich landete im Kanal. Ein Glück, dass durch den Kanal gerade nicht viel Wasser floss, sodass ich

nicht weggespült wurde, denn sonst hätte man mich erst weiter unten wieder aus dem Wasser fischen können. Der Kanal verlief nämlich zunächst einige Meter durch einen Steintunnel. Ich konnte aber schnell wieder herausgezogen werden. Ob das alles so glimpflich verlaufen wäre, wenn die Absperrschleuse offen gewesen wäre, weiß ich nicht, denn schwimmen konnten wir ja alle nicht. Das wurde uns damals nicht beigebracht. Schwimmbäder gab es auch kaum. Wenn es welche gab, wurden diese meist nur im NAW (Nationalen Aufbau Werk) in den Erholungsorten gebaut und ob welche gebaut wurden, war wiederum abhängig von vorhandenen Mitteln und Materialien in den Gemeinden.

Von der Seite unserer Mutter wurden wir auch etwas religiös erzogen. Wir waren evangelisch und wurden alle getauft. Die Hausbesitzerin war ebenfalls gläubig, allerdings strenger als unsere Mutter. Wie ich später mitbekam, war sie bei den Zeugen Jehovas.

In der Vorschulzeit hatten wir dann eben auch Religionsunterricht. Das war nicht langweilig, weil alles sehr locker gehandhabt wurde. Lesen aus der Bibel, Singen von Kinderliedern, basteln und spielen. So war das nicht uninteressant und man lernte erstmal das für Kinder Wichtigste. Man hat es mitgemacht, weil es so üblich war. Einiges an Grundkenntnissen ist auch im Gedächtnis geblieben. Ich glaube, als ich dann in die Schule kam, hatten wir vor dem eigentlichen Unterricht erst mal eine Stunde Religion. Allerdings nicht in der Schule, sondern auf dem Weg hin zur Schule in einem gesonderten Kirchengebäude. Die Kirche und der Friedhof waren nämlich erst im weiter entfernten Nachbarort.

Kindergärten waren gerade erst eröffnet worden, vielleicht 1957? Meine jüngeren Geschwister gingen schon in den Kindergarten, ich vielleicht auch mal für einen Tag. Aber für mich war das nichts. Ich fühlte mich zu sehr erinnert an die kurze Zeit im Heim. Ich fühlte mich eingeengt, und das zu tun, was fremde Personen einem sagten, war mir irgendwie



nicht recht. Sicherlich habe ich selbst an den wenigen Tagen einmal quergestellt und bockig meine Meinung durchzusetzen versucht, was mir letztendlich nur Ärger einbrachte, da ich eben oft ungezogen war. Sicherlich auch dadurch begründet, dass Mutter vier Kinder versorgen und erziehen musste und wir Kinder eben auch schnell auf uns allein gestellt waren und mehr oder weniger durch unsere eigenen Interessen zusammen oder allein spielten. Draußen im Hof, am Bach, auf der Wiese, an der Kiesstraße oder eben auch in der Wohnung.

Ich erinnere mich auch, dass sich mit den Größeren spielen wollte. Meine große Schwester und der in etwa gleichalte Försterjunge spielten zusammen. Ich wollte mit. Sie waren plötzlich im Forsthaus oder draußen verschwunden. Ich suchte sie rufend im Forsthaus, stieg dort die Treppe hoch und wurde oben im Flur plötzlich von jemandem gepackt und unten vor die Haustür gestellt. Die Förstersfrau sagte zu der mir unbekannt Person: „Lass ihn in Ruhe!“ und schickte mich nach Hause. Aber ich konnte ihn auch gar nicht vom Gesicht und der Statur her sehen. Wer das damals war, ist mir bis heute nicht klar. Der Förstersohn oder ein Forstarbeiter, vielleicht auch der Förster selbst, ich weiß es nicht.

Vieles nahm ich schon bewusst wahr, mit anderen Dingen war ich noch etwas überfordert. Manches lernte ich schnell, andere Sachen, die das präzise Denken erforderten, vielen mir schwer. Das Praktische beim Spielen ging mir besser von der Hand. Wir lernten von Mutter aber auch schon buchstabieren, Zahlen schreiben, ein bisschen rechnen und die Uhrzeit zu lesen.



Ich erinnere mich auch noch gut an eine Begebenheit, als Mutter meine große Schwester in den Konsum zum Einkaufen schickte. Ich war dabei oder wir vier Kinder gingen alle zusammen. Die Taschen wurden auf einen kleinen Leiterwagen geladen. Mutter gab meiner Schwester den Einkaufszettel und Geld mit. Mehr Geld als eigentlich benötigt, weil sie es grad nicht kleiner hatte. Beim Einkaufen hatten wir dann unsere große Schwester überredet noch das ein oder andere mehr zu kaufen. Zuckerstangen in Regenbogenfarben, Karamellpfeifen aus hartem Karamell, auf denen man richtig pfeifen konnte, und eine blaugelbe Schwammte sind mir in Erinnerung geblieben. Zu Hause angekommen gab es riesig Krach. Mutter war wütend und traurig zugleich, denn das Geld fehlte ja nun für den nächsten Einkauf. In den 50er Jahren war es eben noch so, dass mit jedem Pfennig genau gerechnet wurde. Nicht zu vergessen, dass es ja anfänglich auch noch Lebensmittelkarten gab und man erst ab vielleicht 1956 oder 1957 ohne diese einkaufen konnte.

## Kapitel 3

1958 war dann die Einschulung. Stolz, gut bekleidet und bei gutem Wetter, trug ich meine Zuckertüte nach Hause. Mit mir gemeinsam wurde die Tochter des Försters eingeschult. Auch sie war schick gekleidet und hatte eine schöne Zuckertüte.



Was alles in der Tüte war, weiß ich heute nicht mehr. Einiges für die Schule, ein paar kleine Anzihsachen, einige Süßigkeiten und, das weiß ich heute noch ganz genau, ganz unten, ein alter harter Brotkanten. Mutter sagte auf meine Frage dazu: „Damit du nie vergisst, wie schwer man arbeiten muss, um immer genug Essen zu haben“, oder so ähnlich. Ich denke, ein kluger, durchaus auch für manchen heute noch empfehlenswerter Brauch. Ob das bei meinen Geschwistern auch so war, weiß ich aber nicht.



An dieser Stelle vielleicht auch ein paar Bemerkungen zur Versorgung mit Südfrüchten, insbesondere mit Bananen und Apfelsinen, in der damaligen Zeit, sprich von meiner Vorschulzeit bis hin in die 70er/80er Jahre. Oft war es so, dass es im Laufe des Jahres ab und an Bananen gab, die dann auch schnell verkauft waren. In den Geschäften Konsum und HO, wo es relativ fair und ehrlich zuging, wurden diese vorrangig an Familien mit Kleinkindern verkauft. Im Weiteren dann an Stammkunden. Anderes dann an gute Bekannte und Verwandte, teilweise auch „unter dem Ladentisch“.

Wir hatten ab und an mal ein paar Bananen. Mutter oder Vater verteilten diese gerecht an alle Kinder. Es war aber eben immer etwas Besonderes und man genoss es noch so richtig. Andererseits war es aber auch nicht so, dass ich sie ernsthaft vermisste. Anderes Obst aus dem eigenen Anbau der Landwirtschaft gab es ja saisonbedingt immer zu kaufen. Und verschiedene Sorten von Bananen oder auch andere Obstsorten aus verschiedenen südlichen Ländern wie Litschi, Mango oder ähnliches kannten wir gar nicht. Aber an Vitaminmangel sind wir auch nicht erkrankt. Apfelsinen gab es meistens in der Vorweihnachtszeit und zu